

«Ja, es ist himmeltraurig»

Interview mit Roswitha Grisi-Huber aus Sankt Gallen, die mit ihrer Familie seit rund 25 Jahren in La Paz, der faktischen Hauptstadt Boliviens, lebt.

Roswitha Grisi-Huber arbeitet an der Deutschen Schule als Lehrerin. Vor mehr als 20 Jahren gründete sie eine Gruppe von freiwilligen Schweizer Frauen, die im staatlichen Frauenspital auf der Gynäkologie-Abteilung bedürftigen Patientinnen dank Spenden aus der Schweiz Medikamente und Operationen ermöglicht – und so oft Leben rettet.

Frau Grisi, wie kam es zur Gründung Ihrer Gruppe «Damas Voluntarias Suizas»?

Mein eigener Gynäkologe führte mich damals, wohl in der Hoffnung auf Hilfe, ins Frauenspital. Ich war entsetzt über die Zustände, die ich dort antraf, es mangelte einfach an allem. In den ersten Jahren half ich praktisch täglich selber, wo es möglich war. Mit der Zeit brauchte ich dann Unterstützung.

Wie gehen Sie vor – und: Welche Hilfe bieten Sie an?

Wir sind ungefähr 6 Frauen. Jeden Tag geht eine der Voluntärinnen ins Spital und klärt zusammen mit der Sozialarbeiterin ab, welche Frauen Unterstützung benötigen. Je nach finanziellen Verhältnissen der jeweiligen Patientin und ihrer Familie bezahlen wir 25 %, 50 % oder 75 % von Operationen, Medikamenten und Taggeldern. Viele kommen von weit her und haben schlicht nichts, es kann vorkommen, dass eine

Frau stirbt, weil sie einen Liter Blut nicht bezahlen kann. Oft bieten die Betroffenen oder Angehörige in solchen Notsituationen Organe für eine Transplantation an. Letztlich hat eine Frau aus Verzweiflung sogar ihr Kind verkauft – für knapp 50 Franken ...

Wieviel Geld geben Sie im Frauenspital für Nothilfe aus? Jährlich etwa 8000 bis 10000 Franken – Spenden, die ich in der Schweiz sammle, vor allem bei Verwandten und Freunden. Dieses Geld geht zu hundert Prozent an die Frauen im Hospital de la Mujer, bei uns entstehen keine Verwaltungskosten.

Und Korruption – ist dies ein Thema für Sie?

Oh ja, leider. Früher kauften wir beispielsweise Matratzen, Decken, Vorhänge – oder abschliessbare Kästen, weil in den Zimmern alles gestohlen wurde. Leider verschwanden dann jeweils auch diese Dinge, so dass wir heute keinerlei Infrastruktur mehr bezahlen. Wir müssen den Patientinnen die Medikamente praktisch selber direkt in den Mund geben, um sicher zu sein, dass sie an den richtigen Ort gelangen.

Hat sich in den vergangenen gut 20 Jahren denn gar nichts zum Besseren verändert?

Nein, leider nicht. Ja, es ist himmeltraurig. Oft hätte ich deswegen Lust aufzuhören. Aber ich mache weiter – wegen der Frauen.

Provokativ gefragt: Sind Sie letztlich nicht auch etwas mitschuldig an dieser ernüchternden Bilanz, weil sie mit ihrer Hilfe Aufgaben übernehmen, die eigentlich der Staat erfüllen sollte?

Doch, doch, das ist genau so: Der Staat verlässt sich im Gesundheitswesen auf ein Heer von Freiwilligen, und das regt mich auf. Schon oft dachte ich: Wenn wir uns alle zusammen gleichzeitig zurückziehen würden – das ganze System würde zusammenbrechen. Vielleicht würde die Regierung dann etwas merken?!

Und wie sehen Sie die Zukunft Ihres Projektes?

Gute Frage – ich weiss es nicht. So gesehen ist es ein schlechtes Projekt, weil es zu sehr von meiner Person abhängig ist. Aber ich werde schon eine Lösung finden, es breiter abzustützen. Im Übrigen ist es eben ein gutes Projekt, weil es eine Eins-zu-Eins-Hilfe ermöglicht – für Frauen, die sonst keine Chance hätten.

Kontakt: roroclan@accelerate.com

Interview: Daniel Lüthi



D. Lüthi

Eine «Dama Suiza» und zwei lokale Sozialarbeiterinnen am Bett einer bedürftigen Patientin.